

Die Heiligkeit der Muttersprache

23. 1. 52

5. 8. 55

"Die Muttersprache" Linabüch, V. Junimar 1951 ✓
Nam. Zerkar Grundzeitung, V. 6.-27. April 1952 ✓
Hila, ganz

Die "Heimat der Seele"

Gedanken über die Heiligkeit der Muttersprache / Von Heinrich Zillich

I.

Als ich gebeten wurde, bei dieser Zusammenkunft zu sprechen, da folgte ich der Einladung gern und dankbar. Kaum hatte ich aber die Heiligkeit unserer Muttersprache zum Gegenstand meines Vortrags gewählt, überfielen mich Schen und Beklemmung vor dem Wagnis, in diesen Bereich einzudringen, über den durch die Jahrhunderte hin viele unsterbliche Geister Gültiges ausgesagt haben. Angesichts einer solchen Vorgängerschaft wäre es töricht zu behaupten, man könne wirklich neue Erkenntnisse und Einsichten denen hinzufügen, die früher gewonnen wurden.

Allein, das darf uns nicht abhalten, die Sprache immer wieder als das Wunder zu bestaunen, das uns über das stumme und taggebundene Dahinleben emporträgt, unserem Bewußtsein Form und den vergänglichsten Gefühlen Gestalt verleiht. Wenn dieser Vorgang wunderbar ist, muß doch jede Zeit, in anderer Weise als die verfloßenen, ihre Unfähigkeit erkennen und beklagen, sich der eigenen Sprache so vollkommen hinzugeben, daß deren Macht sich ihr ganz gewährt. Auch unserer Gegenwart tut hier Besinnung not. Das Heilige und Große tritt nur in aufgeschlossene Herzen ein. Kein Tauber hört den Klang, kein Blinder sieht die Sonne.

Ein rohes Verhältnis zur Sprache vereitelt wissenschaftliche Tätigkeit durchaus nicht auf allen Gebieten, ebensowenig das Zustandekommen von Erfindungen oder ein geschicktes Handwerk, wohl aber verhindert es die tiefere Schau und schnürt uns ab von Kräften, aus denen das Menschentum seinen Rang empfängt. Erst die wesentliche Sprache spannt Brücken zu den Geheimnissen des Daseins. Zwar verspürt mancher das Göttliche unmittelbar im Schauer der Wortlosigkeit, doch die Entrückung treibt nachher nicht bloß Seher und Dichter, in Zungen zu reden, denn Gott will sich verkünden durch das Wort.

Ein Menschenleben ist zu kurz, die Sprache in all ihrer Fülle zu erfahren oder gar zu ergreifen;

es ist lang genug, sich darum heiß zu bemühen und dafür unendlich belohnt zu werden. Meist fälschlich begnügen wir uns mit Bruchteilen des Wortschatzes und der Ausdrucksmöglichkeiten, die verschwenderisch angeboten sind; wir verflachen, indem wir uns auf das Kauderwelsch des Alltags beschränken, und darben wie Bettler, während wir einen Reichtum zu verpassen hätten, der ewig vorhält. So vermindern wir unser ohnehin begrenztes Dasein. Sie aber, die Sprache, das völkerschaffende lebendige Wesen, hat Dauer. Sie war vor uns da und wird nach uns sein. Weder der einzelne Mensch, noch ein Jahrtausend schöpfen sie aus. Die Zeiten fluten unter ihr durch und fassen von ihr in unangebrachter Bescheidenheit das flink Erhaschbare, um sich daraus einen für etliche Jahrzehnte reichenden Ersatz zurechtzukneten, sie indessen wipfelt wie ein Wald über dem dahinkriechenden Gesträuch sich ablösender Zeitsprachen.

Gewiß trägt jeder Tag auch ihr Neues zu. Sobald sie es aufnimmt, wird es zum natürlichen Trieb am Gezeig, der ihrem Wachstums willen folgt und nicht der Willkür der Zeiten. Darin äußert sich ihr schlechthin Göttliches, daß sie allen Läufen und jeglichem Menschen gestattet, eine Handvoll Wörter von ihren Ästen zu reißten und damit einen kurzen, meist nichtigen Erdenwandel zu fristen, aber sie verwirft, was ihr von außenher angeheftet wird, wenn es ihrem Geiste widerspricht. Sie wächst, wie sie will. Sie ändert sich wohl im Ablauf der Epochen, wie Bäume unter dem Einfluß der Witterung jährlich andere Ringe ansetzen. Ihrer Art bleibt sie dennoch treu, solange die Seele des Volkes, die sie ja selbst geschaffen hat, nicht verdorrt. Sie gleicht der Mutter, die hundert Verfehlungen der Kinder für nichts achtet, ruhigen Sinns, weil sie weiß, daß die Sündigen zurückkehren, um an ihrem Wesen das eigene zu kräftigen. Doch jede Mutter verdorrt, wenn der Kinder Art und Herz sich endgültig aufgibt. Dann stirbt auch die Sprache hin, als atmete sie

Gift ein. In langsamem Siechtum verfällt sie, immer wieder aufzuhalten vom ungeheuren Trotz, sich zu behaupten, bis sie zuletzt in wüster Vermischung mit anderen Sprachen erlischt. Der Bastard, der dabei gezeugt wird, mag allmählich zu neuen gültigen Formen finden — die eigenwüchsige große, verschwundene Sprache strahlt hierauf nur noch in jenen höchsten Ernten ihrer Dichtungen fort, die in die Scheuer der Menschheit eingeführt länger bestehen als sie selbst im Munde der Menschen und länger als Völker und Kulturen, weil sich das gewaltige Wort wie Eichenholz mit dem Alter in Erz verwandelt.

Wir Deutschen, und nur wir allein von allen großen Völkern des Abendlandes, leben in einer Muttersprache, die nicht aus der Vermengung irgendwelcher abgestorbener Sprachen zurückblieb, als deren Völker sich kreuzten, sondern sie stammt aus eigener Wurzel und entbreitet sich daraus ohne Durchfremdung ihres Geistes bis zum heutigen Tag. Die adlige Reinheit des Ursprungs durchwaltet sie noch immer und verleiht ihr jene machtvolle Frische, die nur der Unberührtheit eignet und die auch unser Volk, obschon es sich im Laufe einer stürmischen Geschichte nicht so unvermischt erhielt, davon bewahrt, die geheimnisvollen uralten Kräfte seiner Herkunft zu verlieren. Das Beste unseres Wesens liegt in dieser jungfräulichen Stärke der deutschen Sprache, die ungebrochen die Reife eines hohen Alters, Tiefe und vielgliedrige Fülle, mit der Geschmeidigkeit, Kühnheit und Süße, mit dem Wohlklang und Formenüberschwang ewiger Jugend verbindet und mit einer herrlichen Frische, die sie in äußeren Regeln nicht erstarrt ist und sich ihre Gesetze dem Sinn beweglich anpassen. Ohne Engherzigkeit duldet sie gelassen, daß ihr fremde Setzlinge zugeleitet. Sie führt sie prüfend eine Weile mit, verleiht sie sich ein oder stößt sie ab. Sie verfährt dabei nicht anders als mit den Zutaten, die

ihr die Zeit aus dem eigenen Volksmund anträgt.

Einer solchen Sprache gewürdigt zu sein, müssen wir als Gnade begreifen, die unser Schicksal vor der Trostlosigkeit schützt. Mehr als früher soll uns das heute beglücken! Was blieb uns denn übrig, die wir geschlagen und friedlos leben? Was haben wir noch, denen die Freiheit mangelt und die Ehre abgeschrien wurde, wir, deren tägliches Brot Not und Lüge ist? Worin liegt unsere Sicherheit außer in der wehrlosen Erwartung drohenden neuen Entsetzens, das uns und die Welt vielleicht von der Gegenwart erlöst? Was ein uns noch außer der Hoffnung, unser Leid werde einmal mit Gottes Hilfe Berge versetzen und unsere Seelen so kristallen läutern, daß die Gewalt von uns läßt und sich die Niederträchtigkeit im eigenen Volksleib duckt? Was blieb wirklich? Was haben wir noch, deren Reich in Wüsten und Zellen zerlegt wurde, darin sich die Menschen pressen und die Lippen Unzähliger laut nur verfügte Gedanken nachzubeten wagen? Was ist uns noch unantastbar zu eigen?

Eines allein: die Sprache! Niemand vermag sie uns zu rauben! Sie nicht! Niemand!

Aber wir können sie verraten — auch sie!

Ihre Wurzeln reichen so tief zurück, daß sie im Schoße der Herkunft verdämmern. Wie Gott ist sie ständig um uns, und sie kann wie er verleugnet und vergessen werden; Gottesleugner aber stürzen ins sinnlose Nichts, und Sprachabtrünnige vertrocknen seelisch an fremden Krippen. Keine andere Sprache beschirmt und leitet uns so innig wie die mit der Muttermilch eingetrunkenene. Freilich, es gibt Menschen genug, die das nicht spüren. Sie sind aus dem Erdreich gerissene Wesen, sprachlos, wenn auch redend, kümmerliche Spreu und ohne Ahnung ihres Verlustes.

Mir darf es in dieser Stunde nicht darauf ankommen, mich mit Forschern zu messen oder besondere Fragen aufzuwerfen, die uns das Wort und dessen Gesetze — immer aufregend und leidenschaftlicher Beachtung wert — in unabsehbarer Menge bereithalten. Ich bin kein Gelehrter und Lehrmeister, ich diene der Sprache und hebe gewaltig und genötigt aus der Wortmasse, in der ausnahmslos alles Erdenkliche und Fühlbare seit Urbeginn auf Befreiung wartet, die vorgeformte Gestalt heraus; ein Schicksal ist es voll Mühe, jenseits des Belfalls, doch mit etlicher Erfüllung. So zu leben, nicht eigentlich vom Denken bestimmt und nicht vom Empfinden, sondern vom Anruf der beiden gestoßen, dann aber von der Sprache weitergeführt bis in die Wucht des sich klar enthüllenden Gedankens, des mächtig entlösten Gefühls und zu ihrer Gestaltung gezwungen, das

ist — begreife es, wer es vermag — ein Leben auf der Spur der Wahrheit und — Gott sei es gedankt! — frei vom Gerede der Zeit.

Ich lasse mich führen von der Sprache, die für uns denkt und für uns fühlt; in ihr finde ich den Zugang zu jedem Reichtum. In ihr erkenne ich die schöpferische Macht, die Völker und Kulturen bildete, und in ihr betreten wir alle den Weg hinaus zu Gott. Wie weit einer dabei vorschreitet, bestimmt nicht er; es wird ihm beschieden.

Ich habe dieses Selbstbekenntnis ablegen müssen, weil es mir angemessener erscheint, auf solche Weise die geziemende Ehrfurcht vor der Sprache zu bekunden, als wenn ich versucht hätte, ihre Bedeutung in trockenen Feststellungen mühsam zu kennzeichnen. Ich habe dabei nur wiederholt, was zum Wissen und zur Seligkeit jedes Menschen gehört, der über den tagesläufigen Zweck der Sprache als eines Verständigungsmittels hinaus: in ihr das Wunder erkennt, das uns vom Tier unterscheidet und über uns selbst emporträgt!

Aber lassen Sie mich hierüber noch einiges sagen!

Man komme mir nicht mit dem Einwand, daß es schon die stumme Seele sei, die das Menschliche ausmache. Ihre Regungen würden ohne das Wort in sich gepreßt bleiben wie der Kern in der Schale; sie entfalten sich nur durch die Sprache, die der Mensch auch bei geschlossenem Mund zur Hilfe ruft; und jetzt erst sind sie wahrhaft gegenwärtig als hinaus-tretende Gestalten und Werte, nicht mehr bloß als innere Zuckungen; und jetzt dürfen wir die Seele auch in die höchste Stelle rücken, die ihr als der Flamme des Menschentums gebührt.

Versunkene Kulturen hinterlassen in Bauten und Bildwerken einen Abdruck ihres Wirkens. Was von all dem übrig blieb, sind Trümmer und Steine, an denen wir zu erraten versuchen, was das Wesen jener Epochen war. Wir tapen dabei solange in Vermutungen, bis zu den sichtbaren Zeugen der Vergangenheit deren eigenes Wort hinzutritt; dann erhellt sich plötzlich die versunkene Welt, weil sich ihr Herz auftut. Was wüßten wir von den Griechen ohne ihre Schriften? Wir würden an zerstörten Tempeln herumdeuten und uns dabei Vorstellungen machen, für die sich kein gültiger Beweis führen ließe. Ein Gebirge von Kunstschätzen sagt uns über Art und Leben der Hellenen weniger aus als ein einziger Gesang des Homer. Ins Wort allein kann sich der Mensch völlig einprägen; die Sprache schuf ihn zum Menschen; wie sollte sie sein Eigenstes nicht aufnehmen und ausstrahlen?

(Wird fortgesetzt)

"Bildnis einer Dame"

Zu einem Roman von Henry James

Nicht alle Freunde der Literatur sind auch Freunde des Romans, aber sie alle werden einen so meisterhaften Roman wie Henry James "Bildnis einer Dame" (Übersetzt von Hildegard Blomeyer, Köln-Berlin, Kiepenheuer) mindestens mit dem Genuß lesen, den eben die Meisterschaft erregt. Er ist als Exemplar seiner Gattung und zumal als psychologischer Roman wohl vollkommen. Kein Autor unserer Tage wäre imstande, einen solchen Roman zu schreiben (was freilich nicht an den Autoren, sondern an unseren Tagen liegt.) Man braucht sich nur an einige bedeutende Romane der Gegenwart zu erinnern, um festzustellen, daß auch der Roman sich nicht der Zerstörung und Neubildung aller Werte entziehen konnte; er befindet sich in der gleichen Krisis und Verwandlung wie der Mensch, der ihn schreibt. Das heißt: er kann — so großartig, so erhellend, so fruchtbar er immer sein mag — unter keinen Umständen jene Vollkommenheit und das heißt: jene formale Vollendung und innere Geschlossenheit erreichen, die dem Roman der Jahrhundertwende noch möglich waren. Dieser hingegen wird uns — bei gleichem geistigem und künstlerischem Rang — auch in den vollendetsten Beispielen niemals so nahekommen, so sehr uns ansprechen, so sehr unser Denken erregen wie der zeitgenössische, es sei denn, er trafe auf einen der wenigen Leser, die nach Alter und Art Nachzügler sind.

Henry James (1843—1916) war Amerikaner, lebte aber den größten und entscheidenden Teil seines Lebens in Europa, besonders in England. Seine Werke sind auch noch heute nur literarisch Eingeweihten bekannt, obwohl er zweifellos einer der bedeutendsten Romanciers und vielleicht der bedeutendste Gesellschaftsromancier des ausgehenden Jahrhunderts war. Das "Bildnis einer Dame" nimmt in James' umfangreichem Werk nicht den ersten Platz ein — einfach darum, weil dieses Buch mehr von dem Beobachter und Porträtisten als von dem aus eigener Vorstellung schöpferischen Analytiker James geschrieben ist. Aber aus dem gleichen Grunde gehört es zu jenen seiner Werke, die am zugänglichsten, am wenigsten problematisch sind. Es ist — und auch das bezeichnet James, der sich, als eine Art geistiger Überläufer von Amerika nach Europa, immer wieder mit der Auseinandersetzung zwischen der Neuen und der Alten Welt beschäftigt — die Geschichte einer jungen, geistig gutwilligen Amerikanerin, die den positiven wie den negativen Seiten Europas verfällt. Es ist zugleich die Geschichte schlechter Entscheidungen aus guten Motiven, eine hervorragende Schilderung der exklusiven internationalen Gesellschaft des "fin de siècle" und nicht zuletzt eine subtile Schicksals- und Charakterstudie.

Es heißt von James, er sei zeit seines Lebens ein uneingeschränkter Bewunderer Balzacs gewesen. Der große Franzose ist wohl die

monumentalere, leidenschaftlichere Persönlichkeit, aber es finden sich in seinen Romanen bemerkenswert schwache und flüchtige Stellen. In James "Bildnis einer Dame" ist jede Seite formal und substantiell von dem gleichen hohen Niveau. Nirgends ein Nachlassen, nirgends nur eine Spur von Ungeduld, von Übertriebenheit, von Inkonsistenz. Das heißt bei rund 600 Seiten viel. Es gibt kein Adjektiv, das beliebig oder ungenau wäre, keinen Gedanken, der nicht sein Maß und seine Richtigkeit hätte. Keinen Menschen und keine Szene, die nicht rund und exakt gestaltet wären, keine Lücke und keine Unstimmigkeit in dieser unbetonten, wie selbstverständlichen Psychologie — es gibt auch nicht den leisesten Manierismus. Jede Zeile ist gemischt von Gelassenheit und Genauigkeit, bewundernswürdiger Proportionalität und Objektivität, hintergründiger Moral und leiser Ironie. Man kann diesem Roman mit bestem Gewissen eine vollendete Erziehung im Künstlerischen und Menschlichen zusprechen. In summa: hohe schriftstellerische Qualität mit einer Dosis außerordentlicher, aber verdeckter Souveränität. Der Leser muß diesem Buch, in dem sich alle Kraft auf die bleibende Gestaltung einer heute versunkenen Gesellschaft, in alles Genie auf das Relief ihrer Langeweile konzentriert, mit Geduld und Einfühlungsgabe entgegenkommen; das sorgsame, angenehme Deutsch der Übersetzung wird ihm dies nicht zum wenigsten erleichtern.

H. von Cube

Wie soll man lesen?

Ludwig Reiners, über dessen Bücher, nicht zuletzt über seine große Stilkunst, hier schon berichtet worden ist, gibt in seinem neuen kurzgefaßten Buch "Der sichere Weg zum guten Deutsch" (C. H. Beck, München) eine Fülle von wertvollen Hinweisen und Anregungen; u. a. diese, darin er sich nach Bemerkungen über die mit dem Bleistift zu lesende Sachprosa, mit der erzählenden Prosa befaßt:

"Ganz anders lesen wir, wenn es sich um Erzähler handelt. Hier brauchen wir keinen Bleistift, aber Pausen! Lassen Sie bei größeren Abschnitten oder bei Beginn eines neuen Kapitels das Buch sinken und überlassen Sie sich ganz der Stimmung, die es in Ihnen aufwühlt. Stellen Sie sich beim Lesen jeden Schauplatz vor, vergegenwärtigen Sie sich jeden Charakter, erzählen Sie am nächsten Tage einem Freunde den Inhalt des Gelesenen, kurzum, schlingen Sie auch hier nichts in sich hinein, sondern widmen Sie sich jedem Buch mit der Hingabe eines wirklichen, geschulten Genießers..."

Es ist auch nicht so wichtig, daß Sie Jagd auf Stilfehler machen — alles Negative und Kriti-

sche kann für das Wachstum eines Menschen gefährlich werden.

Aber die bewußten Vorgänge sind überhaupt nicht die wichtigsten in der stilbildenden Kraft eines guten Buches. Bei aller Erziehung vollzieht sich das Entscheidende unbewußt. Das Beispiel erzieht und verzieht unmerklich viel gründlicher als jede Belehrung. Lesen Sie, z. B. bevor Sie etwas niederschreiben, eine Stunde in einem guten Buche, das in einem sehr persönlichen, aber natürlichen Stil geschrieben ist. Sie werden, wenn Sie ein empfänglicher Mensch sind, ein wenig in dem Rhythmus jenes Buches denken, fühlen und schreiben. Wählen Sie hierfür ganz einfache Bücher!"

Länder und Völker

(Fortsetzung von Seite 21)

Brot, Salz, Eier und Früchte brachte man zur Weihe mit in die Kirche und fügte sie am Ostersamstag den Speisen bei, wobei man auch dem Vieh von den gesegneten Sachen gab. Die Schallbretter, Klappern und Ratschen, die an Stelle der Glocken im Gebrauch waren, werden am Karfreitag wieder beiseite gelegt und feierliches Glockengeläute meldet das Wunder der Osternacht an.

Die "Heimat der Seele"

Gedanken über die Heiligkeit der Muttersprache / Von Heinrich Zillich

II

Im Anfang war das Wort und es war bei Gott, und Gott war das Wort. Es wurde uns geschenkt, damit wir zum Anfang und zu Gott finden, denn Gefühle und Gedanken, die auch das Tier hat, bleiben ohne Wort ein unbewußtes vom Augenblick bewirktes und mit ihm vergehendes Gedrängte werden.

Die Sprache sammelt und horet, was der Ertrag des Menschseins von jeher war. Ich meine hier nicht bloß, daß sie Wissen, Erfahrungen, Erlebnisse und die Geschichte aufbewahrt; ich meine vielmehr, daß sie selbst vom Lichte der Schöpfung derart durchwirkt ist, daß sie es auf uns überträgt, wenn wir das rechte Wort finden. Wie ein verschlossenes Gefäß sich öffnet, wenn man das Siegel ablösen kann, so wartet im Schreine der Sprache alles Große auf Entseigelung durch das begnadete Wort, das wir Geschöpfe voll Schmutz und Helle so selten bereit sind zu hören.

Ja, wir hören es selten an, denn wir reden ja ununterbrochen und nicht aus der Tiefe der Sprache, sondern das Alltägliche reden wir und das Belanglose, das vordergründig Nützliche und Notwendige, wir reden es in Worten, die, kaum ertönt, schon verwehen, wenn ihr Zweck erfüllt ist, der in all diesen Fällen nur der Mitteilung von Vergänglichkeiten dient. Obgleich ein solches Reden um Welten reichhaltiger ist und stets vom Glanz des Menschentums unruhig auffunkelt, tun wir damit ähnliches wie die Tiere, die sich mit dürrtönen Lauten verständigen. Das meiste, was geschrieben wird, gehört auch zu diesem Bereich, mit dem die Sprache wie der Mensch am Staube Anteil hat. Aber wenn wir ihre Heiligkeit bedenken, so meinen wir nicht das zum Alltag und zur Lebensführung erforderliche Reden, wir

meinen, daß sie das Verborgene auszusagen vermag; wir meinen ihren und des Menschen Anteil am Lebenswesentlichen.

Das Verborgene, ja das Unsagbare auszusagen, wurde den Dichtern nicht allein vorbehalten. Allen Menschen ist es gewährt; jeder vermag es in Worte einzuschmelzen, wenn ihn Leidenschaft überfällt, Einsicht und ein starkes Gefühl bewegen. Sätze, die irgendein Unbekannter spricht, rühren uns plötzlich geheimnisvoll ans Herz, oder das Stammeln eines Kindes und selbst eine millionenfach vernommene, doch nun in den zwingenden Sprachfluß gebettete Wendung. Nicht was dabei unmittelbar geäußert wird, ist hier das Außerordentliche, sondern daß eine einmalige Wortzusammensetzung die erschütternde Fähigkeit hat: die Seele des Sprechenden aufzudecken und vor dem Himmel oder der Hölle einer Berückung den Vorhang wegzuziehen. Hier wird die Sprache zur Aussage, die uns anderen Lebewesen gegenüber göttlich bevorrechtet. Wie der Mensch des Niedrigsten und Höchsten teilhaft sein kann und zwischen Vergänglichem und Ewigem hin- und herpendelt, hat auch sie, seine treue und stets bereite Begleiterin, ihren irdischen und ihren heiligen Raum.

Freilich, ihre heiligen Quellen nähren allein den, der ihr eingeboren wurde. Man glaubt Männer des Wortes mit der Behauptung zu loben, sie beherrschen die Sprache. Das Verhältnis ist umgekehrt. Die Muttersprache muß uns beherrschen; dann sprechen und bestehen wir aus ihr. Dies gilt selbst für ihre Aufgabe als Verständigungsmittel.

Bestehen wir aber aus der Sprache, kraft unserer Geburt, so schafft sie auch die Völker. Die Ausdrücke der Ahnen gehen auf den Sohn über, und er vererbt sie weiter. Sie entstanden einst aus siedender Erregung, als ein gequälter Mensch ein Gefühl, ein Ding, einen Gedanken mit Lau-

ten bannen wollte, die sich zum Wort zusammenschlossen. Nun bannen sie jeden, der sie spricht, in eine Erlebnisrichtung. Weil alle Völker die Wörter "Vater" und "Mutter", "Kind" und "Enkel" kennen, sind sich alle der Endlichkeit sowohl als der Fortdauer des Menschen bewußt. Als sich ihnen diese Bezeichnungen für die Sippenbande bildeten, hatten sie erschaut, daß der Mensch zeitlich vergeht, aber ewig bleibt. Auch das Tier kennt seine Eltern; es benennt sie nicht; das Verhältnis zu ihnen ist vergänglich. Indem sich nun die Sprachen weniger eindeutigen als diesen urhaften Beziehungen zuwendeten, trennten die dafür da oder dort verschieden geprägten Lautbilder die Völker voneinander. Sprachen alle Menschen dieselbe Sprache, so empfänden sie gleichartig und wären ein einziges Volk. Liebe drückt eine andere Gefühlsabstraktion aus als das französische amour. Die Bezeichnungen für Innigkeit und Gemüt wird man schwerlich im deutschen Empfindungswert anderswo finden, also fehlt den fremden Völkern die genaue Entsprechung dieser Gefühle. Kaum ein Wort, sofern es in bedeutsamere Bereiche des Geistes und der Seele greift, deckt sich völlig mit dem scheinbar gleichbedeutenden Ausdruck einer zweiten Sprachlandschaft. Die meist geringfügige, oft bestürzend große Unvereinbarkeit zieht die Wesenslinie der Völker. Aus der Seelenwelt einer Wortgemeinschaft wächst somit das Volk, wenn wir darunter nicht den äußerlichen Begriff des Staatsvolkes, der Nation, verstehen. Die in eine Sprache Hineingeborenen lernen gemeinsam empfinden, was sie ihnen zu empfinden ermöglicht. Kein Staatsgefühl hält in so unzersetzbaren Fesseln eine Gemeinschaft zusammen, wie die Sprache ihr Volk trägt, das von Gott besteht wie sie. Der Staat ist Menschenwerk.

Indessen — wir erwähnten es — rüttelt jedes Volk an seiner

Sprache und sucht sie zu verwandeln, was sie sich stets im Augenblick gefallen läßt, um bald darauf königlich dafür oder dagegen zu entscheiden. In der Wechselbeeinflussung beider formt sie das Volk bei weitem mehr, als sie von diesem aus augenblicklicher Zeitbefangenheit dauernd verändert werden könnte, denn ihre Veraderung mit dem Volk betrifft dessen bleibendes Leben, die Volkheit, während die vergängliche Gegenwart das große Sprachgewese nur oberflächlich anrührt. Wir heutigen hören nicht als erste "Vater" und "Mutter", "Innigkeit" oder "Liebe" sagen; Ausdrücke und Geist der Sprache kommen von weither und drängen nicht schulmäßig in uns ein; geheimnisvoll traten sie aus dem Mund der Mutter und der Nebenmenschen in uns über, bis wir selbst in den Sprachwald versanken. Mit ihrer alten Macht formt sie uns täglich weiter durch Rede, Schrift und Dichtung. Erlauben Sie mir die Wiederholung: wir empfinden und denken, wie es uns die Muttersprache lehrt.

Sprachen sind allerdings auch auf anderem Wege erlernbar. Wir kennen viele Menschen, die sogar mehrere beherrschen. Ich sage: beherrschen; dieses Wort ist jetzt am Platze, denn es kennzeichnet das hier obwaltende Verhältnis treffend; es sagt aus, daß wir auch in fremden Sprachen tüchtig reden können, vielleicht gar deren Feinheiten abschmecken, aber aus ihnen nicht leben. Wollten wir in ihnen dichten, müßten wir verstummen. Die wenigen Ausnahmen, die man dagegen aufzählen kann, erscheinen erstaunlich, und bei näherer Prüfung haften ihren Leistungen fast immer etwas Künstliches an. Findet sich jemand, der wirklich in zwei oder mehr Sprachen ganz wie in der eigenen wurzelt, so rühmt er sich dessen in einsichtigen Stunden nicht, sondern bedauert den inneren Zwiespalt, in den ihn diese Fähigkeit hineinzieht, indem sie ihm gleichzeitig die letzten Tiefen da und dort versperren.

Ich erinnere mich eines russischen Fürsten, der dem diplomatischen Dienst des Zaren angehört hatte. Er sprach Deutsch so ausgezeichnet, wie man es von jedem Heidelberger Doktor, der er war,

erwarten mußte. Allein, er beherrschte das Französische und Englische ebenso fehlerlos, das Russische nicht minder. Es fiel mir bei meinem langjährigen Verkehr mit dem alten Herrn allerdings auf, daß er, in allen Gebieten geistiger Bemühungen zuhause, an Versen stets nur deren äußerlichen und inhaltlichen Reiz empfand, doch jene Erschütterung vermied, die uns ein vollendetes Gedicht unmittelbar beschert. Auch fehlte ihm das Verständnis für die sprachliche Meisterschaft bei Prosadichtungen, obgleich er durchaus zu beurteilen wußte, ob sie gut oder schlecht waren. Einmal fragte ich ihn, was seine Muttersprache sei, in der er denke, träume, in der er bei Schmerzen aufschreie, und ich fragte ihn auch, in welcher Sprache er reche, weil ich, aufgewachsen im Südosten Europas zwischen verschiedenen Völkern, oft erfahren hatte, daß Menschen, die von einem Volkstum zum anderen überwechseln und dies verheimlichen wollen, ihre Schul- und damit meist auch die Muttersprache sogleich verraten, wenn man sie eine Rechnung durchführen läßt.

Seine Antwort war eine einzige Klage. Er erzählte, von der Wiege an hatten ihn deutsche, englische und französische Erzieherinnen unter der Fuchtel gehalten; er sei dadurch um die Muttersprache betrogen worden; aus den Untergründen und Himmeln jeder von ihm sonst so glänzend beherrschten Sprache fühle er sich ausgestoßen und im entscheidenden Kern sprachlos. Erwäge er, ein Diplomat alter Schule, politische Vorkommnisse, so bildeten sich seine Gedanken französisch, deutsch aber bei Fragen der Weltanschauung und der Religion, denen seine besondere Neigung galt; englisch verlaufe sein Überlegen, wenn er sich mit belanglosen Gegenständen befasse wie Geschäften, Sport und Reisen; und er reche, wie es ihm der Augenblick abfordere, deutsch, französisch oder englisch. Da er nun aber ein Fürst aus Petersburg war, beehrte ich zu erfahren, wann er denn russisch denke. Er erwiderte spöttisch: "Ich habe keine Diener und Bauern mehr!"

(Wird fortgesetzt)

Kirche in der Verfolgung

(Fortsetzung von Seite 3)

Gestalt des ehemaligen Kreuzherrn Pater Mara.

Um ihre Haltung zum kommunistischen Regime zu rechtfertigen, haben sie sich die Formel zurechtgelegt, daß sie die Autorität des Heiligen Vaters nur in Fragen des Dogmas und der Moral anerkennen, nicht aber in den Fragen der Politik und hier handle es sich um Fragen der Politik. Dies erklärte Plojhar zuletzt auf dem bereits genannten "Friedens"-Kongreß der Geistlichen. Es bedürfte einer eingehenden Untersuchung, inwieweit damit einem neuen Schisma der Boden bereitet wird. Die am 12. März 1951 vereinigten Bischöfe erklärten unter Zugrundelegung dieser Auffassung dem stellvertretenden Ministerpräsidenten Fierlinger, daß sie aus "politischen Gründen" verhängte Kirchenstrafen nicht anerkennen werden. Daraufhin erhielt Plojhar zu seinem Namensfest (19. 3. 1951) sein Zelebret und feierte am Ostersonntag, den 25. März 1951, in der Budweiser Kathedrale erstmals wieder die Hl. Messe.

Wie die Verhältnisse liegen, kann von einer Entfaltung des religiösen Lebens, wie wir es gewohnt sind, auch nicht im entferntesten die Rede sein. Das erhält am besten aus dem Beispiel eines bestimmten Vikariates mit 25 Pfarren, die früher alle besetzt gewesen sind. Außerdem waren dort 2 Ordenshäuser mit insgesamt 11 Priestern. Heute gibt es im Vikariat keinen einzigen Ordenspriester mehr, da alle im KZ sind. Zwei alte Herren sind in den letzten Jahren gestorben, andere versetzt, so daß von den übriggebliebenen 7 Priestern 3 junge, eifrige Seelenhirten sind. Zwei Herren sind schon alt, einer davon schwer krank, zwei weitere sind leider abgefallen, ein

alter Herr des Geldes wegen und ein jüngerer, um den Mächtigen zu spielen.

Der Religionsunterricht wird auf jede erdenkliche Weise erschwert und behindert. Die dezimierte Geistlichkeit ist im wesentlichen auf die Mitwirkung von Laienkatecheten angewiesen, die der Staat nach seinem Belieben anstellt oder nicht. Nur zu oft ist das letzte leider der Fall.

In der Schule selbst arbeitet die kommunistische Pionierorganisation mit allen Kräften gegen den Religionslehrer, so daß Fälle bekannt sind, daß sich Katecheten weigerten, in Pionierklassen weiterzulehren. Ein Schulmädchen — Mitglied der Pioniere — überbrachte selbst Nachrichten darüber, daß in den Jugend-Heimabenden Instruktionen an die Kinder ergingen, wie man den Religionsunterricht stören soll und wie man dem Religionslehrer am besten auf die Nerven geht. Den Kindern werden weiters von verbrecherischen Jugendführern verhängliche Fragen beigebracht, die den Lehrer zwingen sollen, Stellung zu nehmen und dadurch "Farbe zu bekennen", um ihn dann als politisch unzuverlässig aus der Schule entfernen zu können. Jede katholische Jugendarbeit außerhalb der Schule wird als Hochverrat behandelt und mit Kerker bestraft. Die Lehrbücher der weltlichen Lehrfächer sind so gehalten, daß die Religion und die Kirche im nachteiligsten Licht erscheinen. Im Geschichtsbuch für Bürgerschulen steht z. B. der Satz: "Wie wissenschaftlich bewiesen wurde, ist Jesus Christus eine erfundene Märchengestalt." Als von katholischer Seite auf die Unhaltbarkeit dieser gemeinen historischen Lüge hingewiesen wurde, stammelte das Kultusministerium einige lendenlahme Erklärungen, aber am Faktum wurde nicht das Geringste geändert. Jeder Katechet, der es nun wagt, die Kinder über diese Lüge

aufzuklären, kann gewärtigen, wegen Untergrabung der Staatsautorität verhaftet zu werden.

Im übrigen muß aber gesagt werden, daß sich das gläubige katholische Volk sehr gut hält und mit sicherem Instinkt zu unterscheiden weiß, was kommunistisches Machwerk ist und was die Autorisation der Kirche hat.

In der Jahresschlussandacht 1949 erklärte Bischof Trochta in seiner Predigt, daß mit der Auflösung jeder legitimen hierarchischen Ordnung gerechnet werden müsse. Wenn es im Gesamtgebiet der Tschechoslowakei zur Zeit noch nicht vollends so weit ist, so sind die Verhältnisse in mancher Diözesenführung (siehe Prag und Budweis) heute derart, daß guter Grund zur Annahme der Ungesetzlichkeit aller jurisdiktionalen Akte besteht. Inwieweit dies tatsächlich der Fall ist, wird zur Zeit in Rom untersucht, wobei eine vollkommene Klärung nicht zu erwarten ist, da manche Tatbestände heute nicht erhoben werden können. Die gleiche Unsicherheit liegt bis hinunter zum einfachen Kaplan vor, der von staatswegen z. B. aus einer mährischen in eine böhmische Diözese versetzt wird.

Solche Zustände rechtlicher Ungewißheit gefährden natürlich eine geregelte Seelsorge, weiß doch niemand, ob sein Beichtvater die unerläßliche Beichtjurisdiktion gültig verliehen erhalten hat. Nach dem Grundsatz, daß das Seelenheil oberstes Gesetz ist, hat der Hl. Stuhl auch hier Vorsorge getroffen und zur Sicherung einer ordnungsgemäßen Seelsorge eine Reihe von Sondervollmachten erteilt.

U. a. wurde bestimmt, daß jeder Priester, der von seinem Ordinarius Beichtvollmacht hat und keiner Besserungsstraße verfallen ist, alle Rechte des Pfarrers an dem Ort hat, wo kein rechtmäßiger Pfarrer sein Amt versieht. Voraussetzung ist allerdings, daß der Zutritt zum Ortsordinarius nicht möglich ist. Außerdem hat der einfache Priester in einem sol-

chen Falle auch Dispensvollmacht bezüglich aller Ehehindernisse, von welchen die Kirche Dispens zu erteilen pflegt.

Zudem wurde eine Reihe weiterer Vollmachten in Analogie zu den Ländern gegeben, wo die Kirchenverfolgung schon weitere Fortschritte gemacht hat. Dazu gehört die Erlaubnis der Feier des hl. Meßopfers in gewöhnlicher Kleidung, an einem gewöhnlichen Tisch, bei der gewöhnliches Brot und jedes saubere Glasgefäß für den Wein verwendet werden dürfen.

Es ist nicht die erste Zeit schwerster Verfolgung, die die Kirche in den Ländern des bolschewistischen Machtbereiches zu erleiden hat. Es wird auch nicht die letzte sein, die sie überhaupt über sich ergehen lassen muß, solange diese Welt besteht. Dieses gewiß tröstliche Bewußtsein darf uns aber nicht in die Sorglosig-

keit eines ruhigen Schlafes hineinwiegen. Daß dem leider so ist, ist eine der betrüblichsten Feststellungen, die man wenige Kilometer, oft auch nur wenige hundert Meter hinter dem Eisernen Vorhang, d. h. unterhalb der Höhen des Böhmerwaldes, machen kann. Das Christentum ist nicht nur drüben, sondern weil drüben auch haben in ernster Gefahr. Wir haben die Gefahr nicht nur von uns abzuwenden. Wir tragen mit an der Verantwortung für unsere Brüder im Osten. Das müßte uns so sehr auf der Seele brennen, daß wir im wahrsten Sinne des Wortes die Ruhe zum Schlaf nicht finden, so lange wir nicht etwas gegen die große Gefahr des Bolschewismus getan haben, und sei es auch nur in Form der Aufklärung, mit der es bei uns noch so sehr im argen liegt.

(Aus der von Dr. Richard Mai herausgegebenen, in München erscheinenden Monatsschrift "Christ unterwegs")

Länder und Völker

(Fortsetzung von Seite 21)

Osterfeuer entfacht wird, versammelt sich alt und jung unter den Klängen der Musik am Fuße, auf den Hängen und auf der Höhe des Berges.

Eine zweite Feuerstelle auf dem Gipfel des Berges zeigt den Standort der Dechen an, neben denen die ausgestopften mannshohen Räder zu erkennen sind. Nach einem Böllerschuss, der weit hin durch das Emmertal hallt, wird das erste Rad von einigen Dechen an den Bergrand gerollt. Damit es während des Laufes nicht umfällt, wird eine lange Querstange durch die Achse gesteckt. Mit seiner am Osterfeuer entzündeten Fackel entfacht nun der Oberdeche das Strohgeflecht des Osterrades. Wenn die Flammen knisternd hochschlagen, lassen die Dechen das Rad los und geben es für den Lauf frei. Mit mächtigen Flammenstößen rollt

es, von Meter zu Meter schneller werdend, hohe Hecken und Büschungen überspringend, den Berg hinunter und läßt seine Feuerlohe durch die Frühlingsnacht leuchten. Wenn es seinen Lauf im Tal der Emmer beendet hat, eilen einige dort mit Ruten bereitstehende Einwohner herbei und schlagen das Feuer aus, damit das Rad nicht verbrennt.

In Abständen von einer Viertelstunde wiederholt sich dieses Schauspiel noch fünfmal. Mit großer gespannten Verfolgung die erwartungsfrohe Zuschauermenge jeden einzelnen Räderlauf. Jeder ist erfreut, wenn ein Rad die rollenden Flammen bis in das Tal hinter sich hergezogen hat, und von Mund zu Mund geht es beglückt: "Der Lauf des Rades ist gelungen." Der Volksglaube sagt, daß ein guters Erntejahr zu erwarten ist, wenn alle Räder gut unten angekommen sind.

Die "Heimat der Seele"

Gedanken über die Heiligkeit der Muttersprache / Von Heinrich Zillich

III

Die Sprache des Volkes, dem er sich zuzählte, war ihm entglitten, weil er nie in ihr gelebt hatte. Hochgebildet, ein Mann seltener Ehrenhaftigkeit mit bedeutendem Drang zu hohen Erkenntnissen, fehlte ihm mit der Muttersprache die Heimat der Seele.

Damit soll gegen das Erlernen fremder Sprachen, die unseren Blickkreis ausweiten, nichts gesagt sein, wohl aber alles zugunsten der unbehinderten Einwirkung der Kinder im ererbten Sprachhacker. Sie kann nicht erfolgen, wenn schon das kleine Wesen die Urbegriffe des Lebens in einer bis ins Elternhaus getragenen Zweisprachigkeit erfährt. Der fremde Sprachunterricht darf nur beginnen, wenn das Kind im Mutterlaut zum Selbstbewußtsein gelangte.

Wir Ostdeutschen, die im Völkergemisch aufwuchsen, wissen das seit jeher. Als der duldsame völkerverbindende Geist des Ersten Reichs, der sich in Altösterreich erhalten und dort viele Völker erfüllt, behütet und gebildet hatte, in deren Köpfen unter dem Einfluß der französischen Revolution verblaßte und vom nationalistischen in kindischer Selbstüberschätzung aufgegriffenen Gedanken der Absonderung verdrängt wurde, verloren sie die frühere Achtung vor der Sprachhoheit der Nebenmenschen. Sie spalteten den Raum zwischen Ost und Mitte des Erdteils nach dem ersten Weltkrieg staatlich auf und versuchten nun die eingestreuten, seit langem dort ansässigen, an Leistung oft bewährteren Volkssplitter zu entlocken. Das gefährlichste Mittel dazu war die Schulüberfremdung, ein Versuch seelischen Kinderraubs, der über die nationale Entrechtung hinaus das Menschentum selbst in der Wurzel bedrohte. Dagegen wehrten sich die Betroffenen leidenschaftlich. Wichtiger als politische oder wirtschaftliche Anliegen war ihnen die Erhaltung des sprachlichen Unterrichts. Bis zum Ende des zweiten Weltkriegs verlief der Kampf trotz großen Verlusten im allgemeinen erfolgreich, außer in Ungarn. Wer ihn mitmachte, schärfte sich den Blick auch dafür, daß Mischehen häufig zerbrechen, weil sich die Gatten nicht einigen können, wie sie mit ihren Kindern sprechen sollen. Sie stürzen sich und ihre Nachkommen in einen ständig schwärenden Zwiespalt, von dem nur

stumpfe Wesen frei bleiben. Ähnliche Verkrampfungen vergifteten das öffentliche Leben, weil man, außer in den Reihen der sogenannten Minderheiten, nicht mehr begriff, was durch ein Jahrtausend, so lange das deutsche Volk jene weiten Gebiete gesinnungsmäßig und politisch entscheidend bestimmt hatte, selbstverständlich gewesen war: daß ein friedliches Zusammenleben von Völkern nur bei Anerkennung der Unantastbarkeit der Muttersprache möglich ist.

Die drei wirklichen Ursachen der größten abendländischen Katastrophe, die wir jüngst erlitten und noch keineswegs bestanden haben, sind: der Welthandelsneid, die schlechten Friedensverträge von 1919, durch die sich die politischen Gegensätze ins Hemmungslose steigern mußten, und schließlich der dauernde Druck auf gewisse Völker und Volkssplitter, der sich im Angriff auf die fremden Muttersprachen am schärfsten verdeutlichte. Verleumdung und ideologische Verblendung auf jeder Seite traten hinzu, um das Unheil zu vollenden. Ich weiß nicht warum manche unerhörte Verbrechen an Völkern den Schuldigen zum dauerhaften Nutzen gereichen, und oft die leibhaftige Unschuld verröckeln muß. Aber ich weiß, daß die Unduldsamkeit, auch wenn sie sich als Dienst an der Menschheit ausgibt, nur eine Abart jener Haltung ist, die in der schlimmsten Steigerung das Recht auf die Muttersprache bestreitet, und daß wir vergebens auf eine lichte Zukunft der Welt hoffen, solange dieses Recht nicht überall wieder als heilig wirksam wird.

In Deutschlands Mitte überlegt man sich derartige Zusammenhänge selten. Kaum bedenkt jemand, der auswandern will, in welche innere Not ihn die Sprachfremdheit ziehen wird, sofern er kein gefühlloser Mensch ist. Nun sind wir freilich dafür berichtigt, uns im Ausland am beflissensten aufzugeben, eine Eigenschaft, die vielleicht dazu führt, in Liedern die deutsche Treue eifrig zu loben. Man bildet sich gern ein, zu haben, was man am wenigsten besitzt.

Die in der Fremde so schnell abtrünnigen Deutschen waren gewohnt, vom Staat umsorgt zu werden. Durch Wirtschaftsschwierigkeiten hinausgetrieben, versanken sie als Enttäuschte dem Einfluß fremder Staatlichkeit. Diesem trüben Bild steht auch

ein bewundernswertes zur Seite, denn dort, wo Deutsche in Verbänden als gerufene und entsendete Roder und Vorposten des Abendlandes siedelten, lernten sie selbständig handeln, auf die eigene Art zu vertrauen und bewahren diese mit der Sprache zum Wohle vieler Völker. Dadurch allein gewannen sie den Osten unseres Erdteils einer höheren Gesittung. Mit den Blutadern ihres Deutsch unmittelbar ans Herz Europas angeschlossen, floß dessen Geist ohne sprachliche Ummischung zu ihnen hinaus und verzweigte sich durch ihrer Hände Werk und das Vorbild ihres Wandels auf die Fremden. Die Sprache, eine naturhafte Macht, stählte und schirmte sie, nicht der zerbrechliche Staat. Darum sind bei ihnen Treue zur Gemeinschaft, Nächstenliebe und Gastfreundschaft selbstverständliche und mit Lust geübte Tugenden. Ein anderes Verhalten wäre schändlich.

Als sie 1945 nach Westen gejagt wurden, erschütterte sie nach der Höllenwanderung durch Mord, Vergewaltigung und Folter dies am meisten: daß in der Binnenheimat eine nach ihren Erlebnissen unbegreifliche Unkenntnis von den Absichten der triumphierenden Gewalten herrschte, die im öffentlichen Leben, freilich nicht vom breiten Volk, verklärt wurden, oft allerdings nutznießend, und daß die Bereitschaft, sich ins moralische Bockshorn jagen zu lassen, über jedes Maß ging und ihr Los kaum in Betracht zog, worauf dann einer ihrer witzigsten Köpfe einmal sagte, es fänden sich gewiß Deutsche, die sich auf Wunsch auch die Schuld am Untergang der Azteken aufhalsen würden; besonders aber erstarrten die Vertriebenen, als sie merkten, daß hierzulande die menschliche Wärme der Nächstenliebe weithin durch kalte unzureichende amtliche Fürsorge abgelöst ist. Damit nahmen viele ihnen heilige Worte wie Treue, Würde, Ehre, Freiheit eine verzerrte Zeitbedeutung an. Hilfe besonders hieß im Osten einst ein unmittelbares Eintreten für den Bedürftigen, Gastlichkeit, unbegrenzte, ja überschwengliche Gabefreudigkeit, wie jeder, vornehmlich bei Volksdeutschen, erfahren konnte. Nun war Hilfe eine von Schalterbeamten ausgefertigte Anweisung auf winzige Geldbeträge.

In Josef Weinhebers Hymnus

Radialarterie. Sie verläuft vorn über der Speiche, so heißt der eine der beiden Vorderarmknochen, der vom Ellenbogengelenk zum Daumen hinzieht. Zwischen der Außenseite des Knochens und einer Sehne, ein wenig höher als das Handgelenk, auf der vorderen Seite (Seite der Fandfläche) ist der Puls für die leicht aufgesetzte Fingerspitze fühlbar. Zum Fühlen nimmt man am besten den Zeigefinger oder noch besser den Zeige-, Mittel- und Ringfinger zusammen, weil man dann ein längeres Stück der Arterie fühlen kann. Das ergibt eine größere Sicherheit in der Beurteilung.

Andere Stellen, an denen der Puls bequem fühlbar ist, sind: die Halsschlagader, Carotis, sie verläuft auf beiden Seiten des Halses seitlich vom Kehlkopf nach dem Kopf zu; die Schläfenarterie an der Oberfläche der Schläfe, oberhalb des knöchernen Jochbogens; die Oberschenkelarterie, in der Mitte der Schenkelbeuge, es bedarf hier eines etwas stärkeren Druckes, um ihre Pulsation wahrzunehmen; die Fußrückenarterie, über dem Fußrücken in einer Linie ungefähr von der Mitte des Fußgelenkes zum Zwischenraum zwischen dem ersten und zweiten Mittelfußknochen. Bei kleineren Kindern ist der (raschere) Puls am Handgelenk oft nicht leicht zu fühlen.

Wer die einfache Methode der Pulsschlagzählung beherrscht, der wird sich, seinem Nächsten und dem Arzt manche Hilfe und Erleichterung bringen können.

Dr. W. Sch.

auf die deutsche Sprache steht die Strophe:

Im fernen Land
furchtbar allein,
das Dach nicht über dem Haupte
und unter den Füßen die Erde
nicht;

Du einzig seine Heimat,
süße Heimat dem Sohn des Volks.

Diese Verse sind vorweggedichtet für alle Vertriebenen und noch mehr für die nach Osten verschleppten und irgendwo fern eingekerkerten, denen das Deutsche zu sprechen oft grausam verboten wurde. Aber es läßt sich auch schweigen und bleibt sogar in der Stummheit ein unzerstörbarer Spiegel von Rang und Freiheit im Dunkel der Sklaverei: das Einzige und Letzte, was der Heimatlose noch hat.

Gilt dies in geringerer Wucht nicht für jeden von uns? Auf den Knien sei sie angebetet, die Muttersprache, als das Siegel und der innere Reichtum der Gemeinschaft.

Lassen Sie mich ein Erlebnis beschreiben, das mir beim Übersetzen eines balkanischen Gedichtes Reichtum und aussagende Kraft unserer Sprache klarmachte. Ich stockte während der Arbeit an einem Zeitwort, weil mir dafür mindestens dreißig deutsche Ausdrücke einfelen, deren jeder eine besondere Anwendung der in Frage kommenden Tätigkeit verdeutlichte. Jene andere Sprache hatte für all das nur ein Wort, das lediglich das nackte Tun bezeichnete, aber keine einzige der vielen deutschen Möglichkeiten genauerer Verdeutlichung aufzugreifen vermochte. Ich suchte mir schließlich den der Stimmung der Verse angemessensten Ausdruck. Dem Dichter aber nannte ich die dreißig Entsprechungen und fragte ihn, für welche er sich entscheide. Durch langen Besuch der Wiener Universität hatte sich sein deutsches Sprachgefühl so geläutert, daß auch er das von mir verwendete Wort wählte, doch dann meinte er, es sei schrecklich zu erkennen, daß er sich im Deutschen eindeutiger und tiefergründiger aussagen könne als in der Muttersprache, die seine bei uns verfeinerte Gefühlswelt nicht zu gestalten verstand und damit auch sein Volk davon ausschloß. Ich begriff seinen Schmerz, den ich nie zu gewärtigen habe.

In jener fremden Sprachlandschaft werden zahllose Empfindungsstufen, die wir kennen, weil wir sie in Worte fassen, wenn überhaupt gefühlt, so nur undeut-

lich, da sie sich sprachlich nicht verkörpert haben. Um all diese Stufen sind wir reicher. Der Vergleich läßt sich, was den Osten anlangt, auf Ausdrücke für Tatsachen, Dinge, Gedanken und Sinneswahrnehmungen, aber auch auf Wendungen und die Vielfalt des Satzbaues mit ähnlichem Ergebnis ausdehnen, und nur selten werden wir die Ärmern sein. Es sei noch erwähnt, daß unählige Wörter der Werkätigkeit, zum Beispiel Pflug, Bäcker, Schraube, Meister, als Lehen von allen Völkern übernommen wurden, die wir mit den damit verbundenen Beschäftigungen bekannt machten. Kein Wunder, daß nach dem Aussterben der lateinischen Bildungs- und übergeläuterten Verständigungssprache an deren Platz bis hinein nach Rußland die deutsche trat, wobei sie sich auf die sehr alten, noch heute ragenden Pfeiler ihrer Aufgabe als Handelssprache stützen konnte. Wie sich einst das Deutsche mit Ausdrücken damals überlegener Kulturen bereicherte, beschenken wir die Sprachlandschaften besonders dieser Hälfte des Erdteils, übrigens ebenfalls ohne ihre Eigengesetzlichkeit zu zerstören. Das geschieht ja bloß bei Vermischung von Völkern und zwischen zerfallenden Sprachen. Welche Bedeutung das Deutsche auch in anderen Weltgegenden besonders für die Wissenschaft erlangte, ist allgemein bekannt.

Die Geschichte brachte uns einige hohe Zeiten, in denen sich das geistige Leben und die Dichtung in einem großartigen, einfachen und reinen Deutsch ausdrückten, von dem das ganze Volk in allen Gliedern geprägt wurde, denn geistige Wirkungen erfassen nicht nur den, der sie unmittelbar begreift; sie dringen von Mensch zu Mensch auf die Masse über. Ein solches Deutsch war das im Jahrhundert der Minnesänger Gestalt gewordene, dann das nach Luthers Spracherneuerung rasch aufgegriffene und das der unvergleichlichen Epoche, die sich mit Goethes Leben abgrenzen läßt. Seither verflachte die Sprache des Volkes infolge der Landflucht.

(Wird fortgesetzt)

Im Haag in Holland herrschte ausgangs des 18. Jahrhunderts solcher Wohlstand, daß die großen niederländischen Kaufherren ihre Vorgärten mit massiven Silbergittern einfaßten.

Länder und Völker

(Fortsetzung von Seite 21)

mir aber versichern, daß Sie einsehen, daß Sie zu weit gegangen sind." "Na klar sehe ich das ein, viel zu weit bin ich jejanen, ich hätt' n schon an die Friedrichstraße eene kleistern müssen!" Ein alter Berliner Spezialist, in Fachkreisen und auch der Polizei als der "Klamotten-Ede" bekannt, erzählte in seinem Stammlokal in der Münzstraße am "Alex": "Also Kinder, ihr könnt et mir glooben, ich wollte een anderer Mensch werden, jawoll, een ganz anderer Mensch. Und als juten Anfang bin ich denn ooch als erstes in die Kirche jejanen. Wie ich aber dort eenen jar so in Andacht vasunken dasitzen sehe, denn konnte ich mir einfach nich beherrschen, und hab ihm wieder die Brieftasche je-klaut."

Doch verlassen wir nun die wenig schöne Gegend am Alexanderplatz und fahren hinaus zum "Goldenen Westen", zur Gedächtniskirche, dem berühmten Rondell zum Kurfürstendamm, zur Taubentzenstraße usw. Dort saß am Ausgang der U-Bahn-Station ein Bettler, er hatte eine gelbe Armbinde mit 3 schwarzen Punkten und ein Schild auf der Brust: Gänzlich erblindet. Ein Passant warf ihm ein Geldstück in den Hut und sagte: "Da haben Sie eine Mark, lieber Mann." "Ich danke ooch schön, aber mit Verlaub: det is keene Mark, det is nur ein Zweek-Sechser-Stück." "Ja aber, Sie können ja sehen?" "Na ja, ick sitze ja ooch nur in Vatreitung hier." "In Vatreitung?!" ja und, und...? "Der wirklich jänzlich Erblindete? Der sitzt jetzt im Kino und kiekelt sich die Bilder an."

Geschäftstüchtig sind sie, die Berliner, sonst hätten sie ihre Stadt ja auch niemals derart hochbringen können. So hatte ein Gastwirt an seinem Lokal ein großes Schild anmachen lassen: "Hier sind sämtliche Speisen der ganzen Welt zu haben." Schon am nächsten Tage kam der Kellner schreckensbleich zum Chef gelaufen und berichtete: "Drin sitzt ein Amerikaner und hat ein Elefanten-Beefsteak verlangt, det hab'm wa von Ihre blödsinnige Reklame, wat machen wa nu?!" Der Chef sagte mit einer verächtlichen Armbewegung: "Jehn Se wieder rin und sagen Sie ihm, wejen eenem Beefsteak können wir unseren Elefanten nich anscheiden."

Das ist Berlin, dessen herrlich-trockene Menschentypen der unvergeßliche Paul Simmel einst zeichnete, die allwöchentlich in der "Berliner Illustrierten" erschienen und ganz Deutschland in Heiterkeit versetzten, über die der Herr Universitätsprofessor genau so herzlich lachte wie der "janz jewöhnliche Baubudenrülps", denn beide erblickten oft sich selbst in diesen einzigartigen Karikaturen. Berlin, wo Claire Waldoff, die "Nachtigall von Spree-Athen", einst sang: "Mein Schatz heißt Waldemar, und Waldemar, det is ein Barbar, er is der jemeinste Kerl von ganz Balin, doch ick liebe ihn."

Berlin lacht, es lacht gegenüber der russischen Eisenfaust, es lacht ob seiner Trümmer, es lacht auch unter Tränen. "Und wohn ick ooch im Keller, und schlaf ick ooch uff Spreu, meinem Berlin und meiner Spree, euch bleib ick treu!"

Warum fühlt der Arzt den Puls?

(Fortsetzung von Seite 15)

bis 150 Schläge in der Minute. Sie sinkt allmählich ab, um das 20. Lebensjahr wird die Durchschnittszahl erreicht. Im hohen Alter steigt sie wieder etwas an.

Die Pulszahl wird durch äußere und innere Einflüsse, seelische Erregung, Anstrengung, Fieber, Wärme, Kälte, Verdauung beeinflusst. Schon die Ein- und Ausatmung läßt die Pulszahl schwanken. Ein kranker Herzmuskel will durch vermehrte Tätigkeit, erhöhte Pulszahl, wettmachen, was ihm an Kraft fehlt. Anwesenheit von Gallensalzen im Blut, bei Gelbsucht, und manche Gifte rufen umgekehrt Pulsverlangsamung hervor.

Die Zwischenräume zwischen den einzelnen Pulsschlägen sind normalerweise gleich lang: der Puls ist regelmäßig. Unregelmäßigkeiten in der Zeitenfolge weisen gewöhnlich auf Behinderung der Herztätigkeit hin. Ist der Blutdruck kräftig? Ist er zu hoch? Der erfahrene Arzt kann das am Puls feststellen, wenn auch nicht zahlenmäßig.

Die Hand, die den Puls am Handgelenk fühlt, kann aus der Beschaffenheit der Arterie die Beschaffenheit der Gefäße erkennen. Bei Arteriosklerose, Verhärtung der Gefäße, ist das Arterienrohr oft geschlängelt, fühlt sich hart und uneben an, wie eine "Gänsegurgel".

Auch der Nicht-Arzt sollte in richtiger Weise den Puls fühlen können. So gut jeder Mensch bei sich selbst oder einem anderen die Körperwärme mit dem Fieberthermometer messen können sollte, so sollte er auch fähig sein, die Zahl der Pulsschläge festzustellen. Das gehört zu den Maßregeln der ersten Hilfe, wie sie jedermann immer wieder im Leben braucht.

Es genügt für praktische Notwendigkeiten, die Anzahl der Pulsschläge in einer Minute festzustellen; die anderen Eigenschaften des Pulses sind nicht so einfach zu deuten. Sie wollen wissen, ob jemand Fieber hat, haben aber kein Thermometer zur Hand. Zählen Sie die Pulsschläge während einer Minute; im Fieber ist der Puls fast immer beschleunigt. Dem Arzt wird man in Ermangelung von Fiebermessungen, aber auch zur Ergänzung durch Aufschreiben der Pulszahlen zu verschiedenen Tageszeiten wertvolle Anhaltspunkte zur Krankheitsbeurteilung geben.

Wo fühlt man den Puls?

Hierfür kommen Stellen in Betracht, an denen eine Arterie an der Oberfläche liegt und daher gut durch Haut und Weichteile hindurch fühlbar ist. Die gebräuchlichste Stelle ist am Handgelenk, — eben da, wo der Arzt im Film seine Eigenschaft als Gesundheitssorger kundgibt.

Die Arterie, die hier fühlbar ist, ist die Speichenarterie oder

Die "Heimat der Seele"

Gedanken über die Heiligkeit der Muttersprache / Von Heinrich Zillich

IV

Großstädte sind den Ursprüngen, obschon nicht entfremdet, doch ferner gerückt als das Dorf. Noch sprechen aber viele der unseren gesunde Mundart und in den gebildeten Schichten findet sich ein ordentliches, leicht dialektisch gefärbtes Hochdeutsch, wie es denn überhaupt ein Segen ist, das unsere Mundarten überall leben und das darüber gewölbte hohe Deutsch ständig besämen. Da unseren Satzbau keine starren Fesseln gängein, haben wir die Möglichkeit, ihn äußerst mannigfaltig zu bilden, was dann freilich auch dazu führt, daß hervorragende deutsche Redner Ausnahmen sind und man bei uns wenig auf gutes Sprechen hält, während sich bei etlichen anderen Völkern versteinerte Wendungen oft wie von selbst aneinanderreihen und auch träge Köpfe beredsam erscheinen lassen. Jeder ausdrucksfähige deutsche Satz aber ist neugeboren. Er erfordert schon gewisse schöpferische Gaben. Phrasen verrät er sofort. Andererseits erleichtert die Beweglichkeit des Deutschen das sinn- und formtreue Übersetzen, wobei infolge der tieferen Lotung vieler unserer Wörter die Vorlage sogar übertroffen werden kann.

Deutsch ist eine schwere Sprache, auch für die Deutschen. Die seelische Loslösung des Volkes aus der gelebten Welt der Sagen, des Märchens, aus Sitte und Brauchtum minderte die ausagende Kraft der alltäglichen Redeweise, was sich tausendfach belegen läßt, wobei man gar nicht an die Verseuchung durch Buchstabenwörter wie Unesco, Agfa usw. zu denken braucht, aber das muß kein unaufhaltsam fortschreitender Prozeß sein. Die Masse in Stadt und Land bleibt immer in der Gemeinschaft mit all ihren geheimnisvollen Mächten. Eine Beruhigung der flutenden gesellschaftlichen Zustände würde die erschreckende Veräußerlichung des Daseins und der Sprache wieder rückgängig machen; noch ist ja ein fruchtbarer geistiger Untergrund dafür vorhanden.

Allein, das kann bloß geschehen, wenn auch das ununterbrochen ins Breite wirkende Deutsch der Gelehrten und des Bürgertums eine ähnliche Veredelung erfährt

wie das der Dichtung, die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch manche Wandlung ging. Sie wurde aus beschaulich gewordener Gewöhnlichkeit durch Liliencron und den Naturalismus aufgeschreckt, bereichert und belebt, gelangte dann zu Eigenwilligkeiten, die mit Rilke und Trakl ihren überzeugenden Höhepunkt erreichten und dann ins Verspielte mündeten. Weinheber setzte Strenge und Form wieder zum Maß. Damit wurde ein Weg beschritten, der entscheidend ist, gleichgültig ob die Gegenwart es schon merkt oder nicht, oder ob in der Lyrik noch allerlei Erdachtigkeiten nachzucken. Große Dichter sind Male der Entwicklung. Da sie das Zukünftige vorausspiegeln, mag man, wie der Expressionismus die Katastrophen ankündigte, bei Weinheber eine wieder abendländisch geordnete Zukunft vorausgestellt sehen, die sich in anderen Künsten, etwa in der Bildhauerei, auch verdeutlicht. Die augenblicklich in Schwang gekommene gegenstandslose Malerei dagegen ist bloß der abgeburstete Staub von den verschlissenen Modestücken der Großväter, was die durch den Krieg aus dem Sinn der Entwicklung geworfene Jugend nicht weiß. Aber in diesem Rückfall zeigt sich jenes, auch auf anderen Gebieten eifrige Bestreben zur künstlichen Aufzucht überwundener Gedanken und Formen, ein zum Scheitern verurteiltes speißbürgerlicher Versuch, den die ganze Welt in Ost und West unternimmt, weil sich ihren furchtbaren Erlebnissen noch keine geistige Frucht zu entwinden vermocht hat. Dichtung und Sprache sind dabei nur inhaltlich betroffen. Man kann in Wörtern keine unbrauchbaren Vorhangmuster entwerfen und behaupten, sie seien seelische Offenbarungen. Man kann allerdings das Nichts zur Religion erheben und die Lüge zum Gebet. Das soll uns aber nur insoweit beschäftigen, als es die Sprache beeinflusst. Der Inhalt und die Wegrichtung der neuen deutschen Dichtung gehören nicht zum Rahmen meiner Ausführungen.

Echte Dichtung — und wir haben sie auch heute — schafft sich Stil und Sprache nach dem inneren Gesetz jedes einzelnen Werkes; von gültiger Sprache und wahren Stil darf gesprochen werden, wenn sich Inhalt und Wort

decken. Stil und Sprachrang sind nur in der Wahrheit möglich.

Vierfach erscheint mir, von hieraus betrachtet, die gegenwärtige, freilich schon seit längerer Zeit spürbare Gefährdung der Sprache durch das gedruckte Wort. Jedesmal handelt es sich um Bestandteile eines Schrifttums, das unter strengem Maß nicht zur Dichtung rechnet, selbst wenn es in die erzählende Gattung fällt.

Zum Ersten geht von gewissen Zeitungen und Zeitschriften, die sich mit spritziger Wortleere nicht genügen können, ein übler Einfluß aus. Seitdem Heine das Deutsche in eine un strenge, beabsichtigt witzige Gangart nahm, die später zum schlechten Feuilletonstil auswucherte, scheint sich der Seelenschmerz, die Oberflächlichkeit, der Kitzel, das Gebälz als ewige Krankheit der Presse forterben zu müssen. Es gibt durchaus ernste Presseleute; die Stümper überwiegen; in der Großstadt neigen sie mehr der Dreistigkeit zu, in der Provinz treuherzig dargelegten Verlogenheiten; beider Deutsch ist ohne Tiefe, Kraft und Rang.

Zum Zweiten zeigt sich das gewiß lobenswerte Bestreben, nicht in herkömmlicher Weise zu erzählen, bei zahllosen Literaten in einer Gestelztheit, die jeden Satz möglichst am Schwanz aufzäumt; dabei wird kein Bild klar, kein Gedanke überzeugend; verschwommene Gefühllichkeit klebt schon in der Wortwahl. Diese Zuckerbäcker der Sprache, Seelenzücker voll Salbung und nach nicht vorhandenem Tiefsinn angelnden Umstandsmeier ohne Stoff, kneten mit dem Öl der eiteln und verbrämten Lüge ihre Wortgebilde oft so geschickt, daß die Leser sich jahrelang blenden lassen. Vertreten solche Erscheinungen noch irgendeine zeitgemäße Tendenz, so sammeln sich Jünger um sie; und in dieser Sonntagsschule wird eine Sprache gelehrt, deren Unnatur weithin dringt. Es sei nicht verschwiegen, daß der auffallende Mangel an Wirklichkeitssinn in vielen deutschen Romanen, die sonst durchaus nicht in diesen Zusammenhang zählen, einem schon seit langen Jahren gepflegten Stil sehr ernsthafter Erzähler zuzuschreiben ist, die alle Härten der Handlung durch äußerste Behutsamkeit der Darstellung abschleifen und damit in Gefahr geraten, das Kernige unserer Sprache

eben so zu verlieren, wie den Blick für das Leben selbst.

Als ein Gegensatz dazu könnte zum Dritten die bloß die Handlung grob nachzeichnende rohe Sprache der Kriminal- und Zeitungsromane aufgefaßt werden, die gelegentlich auch die Verbreitung von Erlebnis- und Zeitbüchern fördert; sie dient der nackten Mitteilung und gleicht der Redeweise des Pöbels mit Halbbildung. Eine verführerische Wirkung geht von ihr höchstens auf die Neugier unreifer Köpfe aus.

Zum Vierten sei auf eine ungemessen anspruchsvolle Sprache hingewiesen, die als Abbild der geistigen Zeitverworfenheit erzählende Literaten und Schriftsteller verschiedenster Gebiete, der Theologie, Kunstgeschichte, Philosophie und vor allem der moralisierenden Gegenwartsbetrachtung kennzeichnet. Es sprechen sie gebildete, oft ungewöhnlich begabte, auch berühmte Verfasser, dazu freilich mancher unfähige Stammler. Alle sind vom Sprachgrund abgenabelt, doch nicht ohne Gefühl für stilistische Feinschmuckerei. Sie reden einen Jargon, der für uns Heutige gewisse Reize hat, eine Zeit- und Geheimsprache, die in fünfzig Jahren niemand mehr versteht, wie sie ja auch jetzt vom Volk nicht verstanden wird. Daß sogar Schriftsteller, die als Dichter gelten, derart schreiben, offenbart, was heute als Dichtung von den Klüngeln ausgegeben wird. Kein Dichter, der sich nicht zu verewigen suchte in einer dauerhaften Sprache! Hier aber übt sich eine dem augenblicklichen Vorlieben einer Gesellschaftsschicht angepaßte Schreibweise, in der niemand spricht. Und zehntausend Bildungsphilister sind gebannt, weil sie alles, was sie nur halb begreifen, für bedeutend halten. In diesem abgezogenen dünnen Deutsch fehlt die Wechselbeziehung zwischen Sprachseele und eigenem Ich. Das erweist sich schon in der übermäßigen Verwendung von Lehnwörtern, die grundsätzlich auszumerzen unsinnig wäre, aber wen der Geist unserer Sprache führt, der wird sie nur heranziehen, sobald ihm sein Gefühl sagt, daß sie einzuwurzeln müssen. Ein Blick auf die Fremdwörter der Goethezeit lehrt, wie vergänglich die meisten sind, die doch einmal wie die Orden eines Geheimbundes die Gebildeten geziert haben.

Der Ruhm der deutschen Wissenschaftler war nie ihre Sprache; heute sind sie übertroffen von diesen unwissenschaftlichen Schriftstellern, deren verdrechselte, in Nebensätzen übereinandergetürmte, unsinnliche Ausdrucksweise die Klügel zum Wesen erhebt. Eine aus Latwegen gesottene Alchemie des Denkens gehört dazu, sich so erdfernt auszudrücken; und tatsächlich fährt in solcher Art nur eine Weltbetrachtung einher, die geisterhaft anmutet, bevölkert von erfäselten Dämonen einer Lebensangst, die nicht groß genug ist, um sich in klaren Bildern zu verorten.

Was da auch an politischer Abgötterei getrieben wurde und wird, wie sich da religiöser Götzkult regt, Ekel an sich selbst und nationaler Selbsthaß krankhaft krümmen und schließlich immer wieder in den ausgefallenen Gedanken münden, das Schicksal könne moralisch gegängelt werden: es beweist nicht nur das Fehlen des geschichtlichen Sinnes, es ist auch ein aus Demutlosigkeit und Schulmeisterlei, aus Mangel an Humor und Überlegenheit gemischtes Treiben. Es zeugt infolgedessen sprachliche Wechselbälge, die nie geboren würden, wenn solche Schriftsteller im deutschen Sprachgefühl lebten; es zeugt keinen Glauben, so viele Werte und Programme auch verkündet werden, sondern nur Unglaubtheiten, also nur Unerlebtes, nur bewußte oder unbewußte Lüge!

Von da aus sind auch jene tückischen Gestalten erklärbar, die sich zu Kerkermeistern der von ihnen grundsätzlich stets geforderten Meinungsfreiheit hergaben, Handlanger trüber Gewalt, sogar der fremden; schauliche Praxen wird die Geschichte einmal beschreiben, sie sind schuldig am Elend vieler wertvoller Menschen und an der Verschärfung

auch der allgemeinen deutschen Not.

Bei bedeutsamen Erscheinungen dieser Sprachkrankheit verrät sich freilich eine mit Eitelkeit versetzte Verzweiflung, zynisch gemengt in Glaubenssätze, aber höchst selten funktelt in der erkünstelten Sprache jene einfältige Kraft des Schöpferischen auf, die bei jedem in noch so bescheidenem Umfang berufenen Dichter unmittelbar fühlbar wie die Natur ist. Daß den Zeitgenossen ein so bizarr auf Blech gemaltes Schriftdeutsch nicht auffällt und sie sich davon gar begeistern lassen, beleuchtet die hier drohende Gefahr.

Wir haben auch früher solche stets prunkend auftretende Sprachdürre erlebt und überwunden. Das Deutsch der gebildeten Stände im Barock war fürchterlich und gefiel ihnen sicherlich auch. Die Dichter des 18. Jahrhunderts legten dieses Gekröse von Deutsch, Französisch und Lateinisch fort, nicht etwa weil sie zur Mundart zurückgriffen, sondern weil sie ihr Empfinden und Erleben sinnlich, wahrhaft und einfach gestalteten. Schon damals wäre keine Mundart imstande gewesen, schwierige Gedanken und Gefühle so auszudrücken, wie es die Hochsprache vermag. Das gilt für heute noch mehr. Die Klärung kann nur aus dem Hochdeutschen selbst erfolgen, indem man sich auf dessen eingeborene Natürlichkeit besinnt. Eine Seite Hebels ist da wichtiger als ein Buch Thomas Manns, drei Sätze aus Bismarcks Erinnerungen maßgebender als neuzeitliches Theologendeutsch, von Luther nicht zu reden.

Wir müssen zur Wahrhaftigkeit zurückkehren. Unzählige Ausdrücke sind durch falsche Anwendung verdächtig geworden. Die Sprache wird nur dann wieder, das ganze Volk umfassend, zu gültiger Form gelangen, wenn sich die Lüge im Denken, Fühlen und Wort verbraucht hat. Dieser Vorgang ist Gottlob schon im Gange. Das Volk glaubt nur noch, was sich selbst bestätigt. Es vergleicht, prüft und wägt. Solche Ernüchterung bestellt auch den Boden sprachlicher Gesundheit. Den Ordnungsgebilden der Gegenwart, Staat, Rechtsleben, Hochschulen, Ämtern oder gar Parteien und zum Teil sogar der Kirche fehlt ein die Allgemeinheit vollüberzeugendes Ethos. Eine Verheißung ist außer der Tüchtigkeit und Zähigkeit des deutschen Volkes seine Zuversicht, die es unbewußt an den Tag legte, in dem es selbst in diesen Jahren nicht verzweifelte. Verzweiflung befällt nur den, der fühlt, daß ihn keine Zukunft mehr emportragen wird.

Daß sich die Sprache läutere, ist jedem Geschlecht zur Aufgabe gestellt. Nicht Regeln und Ermahnungen helfen da. Es hilft nur die Wahrheit der Rede. Die Erneuerung der Sprache vollziehen die Dichter, deren wir eine bedeutende Reihe haben, freilich die meisten unbeachtet, denn kaum eine Zeit war je so veräußerlicht, kunstfern und tiefverlogen wie die unsere. Nackte Not ist heute das Leben deutscher Dichter. Doch auch günstige Anzeichen sind vorhanden. Als die Welt Goethe feierte, beschloß Hans Grimm, einer der größten Meister der Novelle, vor seinen Dorfgemeinden zum gleichen Anlaß zu sprechen. Es kamen an sechstausend Menschen von nah und fern und lauschten ihm auf freiem Anger.

Dieser Vorfall kennzeichnet die Lage. In den Werkstätten der öffentlichen Meinung und im Unterhaltungsbetrieb der Abgeschmacktheiten entbehrt der Dichter des Echos, aber die Hellhörigen sind nicht ausgestorben. Das läßt hoffen!

Die Sprache schuf uns. Als letztes unzerstörtes Gut haben wir sie noch, doch wir können sie verraten. Treue zu ihr verbürgt unsere Wiedergeburt, auch die äußere. Da und dort geschändet, so wie die Blätter eines Baumes der Frost angibt, ist doch ihr Stamm gesund und endloser Ernten mächtig. Reden wir das Deutsche, wie es dessen Geist verlangt, so führt es uns zum Segen.

(Aus einer Festansprache bei der Feierstunde der "Gesellschaft für deutsche Sprache" in Kassel).

Menschen im Moor

(Fortsetzung von Seite 5)

Neben den ausgebildeten Forschern stehen junge Leute, die sich mit der Grundlagenforschung befassen und die später in Landbauaußerstellen als Moorberater eingesetzt werden sollen. Gänzlich neue Wege der Moorbodennutzung beschreibt der sächsische Forstmeister Dr. Loetsch. Als Flüchtling kam er nach Wachendorf, kultivierte ein Stück Moor, säte Hanf, legte Kartoffeln ein und ein Jahr später pflanzte er Weiden. Ihm erscheint die landwirtschaftliche Nutzung allein nicht rentabel genug. Aus dreihundert bekannten Weidenarten suchte er sich die besten aus. Die Königshänfweide und die rote amerikanische bewährten sich bisher am besten. Schon im ersten Jahr erreichten sie Übermannshöhe. Sein Hauptziel aber ist die Erforschung der Anbaubedingungen der Weiden auf Moorboden, der ja in Deutschland in größeren und kleineren Flächen reichlich vorhanden ist. Ein Grund zu seinen Bemühungen ist darin zu suchen, daß Deutschlands hauptsächlichste Korbweidenanbauggebiete im Osten waren.

Einen ebenfalls neuen Weg für die rentable Nutzung brachliegender Moor- und Heideflächen hat Dr. Hermann aus Grethem im Kreise Fallingbostal gefunden. Nach jahrzehntelangen Versuchen ist es ihm gelungen, eine kirschgroße Heidelbeerart zu züchten, die selbst auf dem unfruchtbaren Boden noch sehr hohe Erträge bringt.

Ein Kuriosum unter den deutschen Mooren ist zweifellos das Teufelsmoor bei Bremen. Es ist zum größten Teil kultiviert und merkwürdigerweise bereits überbevölkert. Wenn aber die Winterstürme über das Land heulen und sich die Wassermassen in der Weser stauen, dann wird es teufelisch im Teufelsmoor. Unter grauem, schlickigem Wasser verschwinden die Weiden, Äcker und Wege. Nur die Hecktore und Pfähle lassen vermuten, wo im Sommer Vieh weidete. Seit 300 Jahren erleben die Menschen hier in jedem Winter das gleiche Bild. Doch den Bauern sind diese Überschwemmungen schon ganz recht, sie düngen die Weiden, richten aber dafür auch manchen Schaden an den Äckern an.

Zur Zeit der Flut ist es ein sehr stilles und abseitiges Leben auf dem sehr engen Kreis einer Warft. Die einzige Verbindung zur Welt ist das Boot. Mit dem staken die Anwohner zur festen Straße, zum Krämer, zum abendlichen Klöhn in die Nachbarschaft, zum Tanz und zum Rendezvous. Gut geteert liegen die Boote vor jedem Hof. Im Sommer werden sie zum Heufahren, zur Entenjagd und zum Aalfang gebraucht. Der Bauer im Teufelsmoor ist ein halber Wassermensch und die Einsamkeit gehört zu seinem Leben, zu seiner Welt, die er trotz der winterlichen Schikaren über alles liebt.

Von den ausländischen Staaten ist Holland am deutschen Moor-

reichtum am meisten interessiert. Unter den Fachleuten gelten die Holländer als Meister der Kultivierung unfruchtbaren Bodens. In Holland findet man heute auch kaum noch einen Meter ungenutzten Moorbodens. Wir sind an der holländischen Grenze entlang gegangen, zwischen Rütenbrock und dem holländischen Boertange. Zur linken Hand lagen prächtige Weiden mit gesundem Vieh, blühende Gärten und sauberes Ackerland, rechts, soweit der Blick auch reichte, nur Moor und Heide. Vor Tom, dem holländischen Grenzer, schämten wir uns. Was sagte er noch? "Mir blutet das Herz, wenn ich drüben die ungenutzten Flächen sehe."

Neben der Ansiedlung landwirtschaftlicher Betriebe legt man aber auch großen Wert auf die Sehaftmachung verschiedener Industrie- und Handwerksbetriebe, wie Glashütten, Baustofffirmen, Kartonagen- und Korbmöbelindustrien (Korbweiden), Schirmfabriken und Industrien für Erdölnebenprodukte. Diese Produktionsstätten, die hauptsächlich für den Export schaffen sollten, könnten Tausenden und aber Tausenden eine dauerhafte Existenz bieten. Arbeitslose und Vertriebene könnten hier sehaft werden, Arbeit und Wohnung finden, und sich somit eine neue Heimat schaffen, wenn, wenn sich endlich verantwortliche Stellen finden würden, die den Versuch der Kultivierung der deutschen Moore mit Tatkraft und Willen zu Ende führen wollten. Vorläufig hat man allerdings kein Geld. Andere, weit nutzlosere Ausgaben scheinen wichtiger zu sein.